

*Erich Geldbach*

## Die römisch-katholische Kirche im Gespräch mit den Freikirchen ≠ Eine Einführung

Die Thematik dieser Herbsttagung des „Vereins für Freikirchenforschung“ in der historischen Benediktiner-Abtei Niederaltaich ist aus zwei Gründen von besonderem Reiz. Zum einen ist die Distanz zwischen der römisch-katholischen Kirche und den Freikirchen in Deutschland traditionell sehr groß gewesen. Erst in den letzten Jahren hat sich eine Verschiebung ergeben, die oft genug auf sozialpolitischen Feldern greifbar war, etwa wenn sich in brisanten Fragen wie Schwangerschaftsabbruch, Homosexualität oder Stammzellforschung bisher ungewohnte Koalitionen aufboten. Die Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen (ACK) ist unter Billigung oder unter Stimmenthaltung der freikirchlichen Mitglieder 1974 um die römisch-katholische Kirche und die orthodoxen Kirchen erweitert worden, so dass sich über die ACK Kontakte anbahnten. Das wird man beachten müssen.

Was für Deutschland galt oder noch immer gilt, muss jedoch weltweit nicht so gelten. Es scheint jedenfalls, dass auf Weltebene die direkten Gespräche eher möglich sind. Wir stehen daher mitten im Prozess einer Annäherung zwischen der römisch-katholischen Kirche und vielen der im „Verein für Freikirchenforschung“ repräsentierten Freikirchen, wenn das auch nicht von allen gesagt werden kann. Der Reiz dieser Veranstaltung besteht also darin, gewissermaßen in die Werkstatt der offiziellen Dialoge auf Weltebene zu blicken, um wahrzunehmen, welche Themen verhandelt worden sind, wie dies methodisch geschieht und welche Ergebnisse derzeit vorliegen. Der Prozesscharakter der Dialoge lässt erkennen, dass sie nicht abgeschlossen sind. Gleichwohl ist es wichtig, sie zur Kenntnis zu nehmen. Das ist ein Stück dessen, was in der ökumenischen Sprache „Rezeption“ genannt wird, also jener Vorgang, den man auch mit „Aneignen“ umschreiben kann. Wenn Dialoge nicht wahrgenommen werden und wenn die Ergebnisse nicht in das allgemeine Bewusstsein unserer Kirchenglieder aufgenommen werden, bleiben sie dunkel und in der Distanz; sie verfehlen ihre Zweckbestimmung, die Kirchen einander näher zu bringen.

Man wird allerdings in Rechnung stellen müssen, dass der Rezeptionsvorgang alle Kirchen, nicht nur die in unserem Symposium angesprochenen, vor große Probleme stellt. Nirgendwo ist ausgemacht, was „Aneignung“ bedeutet und wann sie als erreicht gelten kann. Nicht nur diese „kirchliche“ Seite ist ungeklärt, weil relativ neu, sondern auch die Art des Zustandekommens von Dialogergebnissen. Man wird zum Beispiel fragen

müssen, wie repräsentativ Kommissionen zusammengestellt sind, und wird außerdem in Rechnung stellen müssen, dass die Kommissionen im Verlauf ihrer Arbeit eine Art Eigendynamik entwickeln. Es entstehen Freundschaften innerhalb einer Delegation, aber auch delegationsübergreifend, ja es lässt sich auch beobachten, dass manche offenen Fragen nicht entlang der Konfessionsgrenzen, sondern innerhalb der jeweiligen Delegationen umstritten sind.

Dennoch gilt: Der Reiz, um dieses Wort noch einmal aufzugreifen, liegt darin, dass diese Veranstaltung ein Stück Brückenfunktion zwischen den offiziellen Dialogpartnern bzw. den Kommissionen auf der einen und unseren Gemeinden auf der anderen Seite wahrnehmen kann. Wie auch immer die Freikirchen im Einzelnen organisiert sind, allen ist gemeinsam, dass sie auf die Lokalgemeinde großen Wert legen und dass Veränderungen, Neuerungen, andere Ansichten, Verschiebungen der Perspektiven oder Ähnliches nur dann nicht ins Leere laufen, wenn sie in den Gemeinden vor Ort angekommen sind. Dort muss begriffen und praktiziert werden, was in den Dialogen verhandelt wurde. Unsere Gemeinden sind die Orte, wo Neues eingeübt wird. Dazu bedarf es aber auch der Transporteure von etwas Neuem. Diese Veranstaltung könnte so etwas sein, wie die Ausrüstung der Multiplikatoren. Wir Teilnehmenden sind die Multiplikatoren und wollen bzw. sollen in Kenntnis gesetzt werden von dem, was in der Ökumene, speziell im Verhältnis zur römisch-katholischen Kirche, vor sich geht. Das ist der erste Punkt.

Der zweite Punkt hängt unmittelbar mit der römisch-katholischen Kirche selbst zusammen. Denn es gibt keine Kirche, die ihre Prinzipien des „Ökumenismus“ so klar definiert hat wie die römisch-katholische Kirche. Allerdings scheint ein Missverständnis schier unausrottbar, was mir immer wieder begegnet und was mir bei Diskussionen in den Freikirchen entgegengehalten wird. Das Missverständnis heißt, die römisch-katholische Kirche betreibe ein Programm „zurück in den Schoß der Mutter Kirche“. Offenbar ist die Metapher von der Mutter Kirche und ihrem Schoß so einprägsam, dass sie haften geblieben ist und das Bewusstsein gegenüber der römisch-katholischen Kirche nachhaltig geprägt hat. Für Freikirchen, die auf ihre Freiheit und Unabhängigkeit bedacht sind, scheint nichts so negativ zu sein wie das Konzept einer „Rückkehr“ in den Schoß. Freilich muss man auch sofort hinzufügen, dass die offizielle Kirche diese „Rückkehr-Ökumene“, wie man das etwas salopp und abkürzend nennt, lange Zeit vertreten hat. Man könnte jetzt aus allen möglichen Quellen zitieren – von der Borromäus-Enzyklika über die Zurückweisung von Einladungen zu den Konferenzen für „Glauben und Kirchenverfassung“ und „Praktisches Christentum“ bis zur Enzyklika „Mortalium animos“ von 1928 oder dem Verbot des Vatikans für Katholiken, die Bannmeile um den Konferenzort der zweiten Vollversammlung des Ökumenischen Rates der Kirchen (ÖRK) in Evanston 1954 zu betreten, was einige katholische

Ökumeniker veranlasste, sich außerhalb der Bannmeile einzuquartieren und den Generalsekretär des ÖRK, Willem Visser 't Hooft, dazu brachte, alle Dokumente der Konferenz, auch die noch zu verbessernden Fassungen, per Boten in das Hotel zu schicken, damit die katholischen Beobachter stets umfassend von dem Geschehen informiert waren.

Die Tatsache, dass es trotz aller Verbote unentwegte Ökumeniker auf katholischer Seite gab, verweist auf gegenläufige Tendenzen. Das betrifft sogar Päpste, so vor allem, dass Benedikt XV. (1914-1922) und Pius XI. (1922-1939) Kontakte zu den orthodoxen Kirchen suchten. In diesen Zusammenhang gehört auch die Geschichte von Niederaltaich. Die Nähe der beiden Traditionen, für die vor allem das Bischofsamt in apostolischer Sukzession und die Bewahrung einer gültigen Eucharistiefeyer stehen, mögen den Ausschlag gegeben haben, um eine Annäherung zu suchen. Man kann aber auch auf die katholische Luther-Forschung, vor allem Joseph Lortz und seine Schule, hinweisen oder auf die Una-Sancta-Bewegung um Max Joseph Metzger, und auf vieles andere, was sich im katholischen Raum, gleichsam im Schatten oder im Stillen, in Sachen „Ökumene“ tat und was über das orthodox-katholische Verhältnis hinausgeht. Das muss jetzt nicht alles aufgeführt werden.<sup>1</sup>

Zweifellos aber ist das Zweite Vatikanische Konzil (1962-1965) für die Entwicklung der römisch-katholischen Kirche und für die ökumenische Bewegung von einschneidender Bedeutung.<sup>2</sup> Das Konzil hat die römisch-katholischen Prinzipien des Ökumenismus definiert. Wohl gemerkt: Es geht nicht um die Prinzipien des römisch-katholischen Ökumenismus, sondern um die römisch-katholischen Prinzipien des Ökumenismus.

Vor Einberufung des Konzils hatte der damalige Papst Johannes XXIII. das Sekretariat zur Förderung der Einheit der Christen geschaffen und die Leitung dem deutschen Kurienkardinal Augustin Bea anvertraut, der die Öffnung der katholischen Kirchen gegenüber den anderen Kirchen und der Ökumene maßgeblich mitbestimmte. Das Sekretariat wurde in den Päpstlichen Rat zur Förderung der Einheit der Christen umbenannt und steht derzeit unter Leitung des deutschen Kardinals Walter Kasper. Papst Johannes XXIII. wollte mit der Errichtung des Sekretariats ein deutliches Signal an die nicht-katholischen Kirchen senden. Das zweite Signal war die Einladung an alle Kirchen, offizielle Beobachter zu dem Konzil zu entsenden. Diese Beobachter hatten nicht nur Zugang zu den Konzilsvätern und ihren Beratern, sondern erhielten auch Einblick in alle Vorlagen und durften sogar über das Einheitssekretariat Anregungen zu den

<sup>1</sup> Vgl. *Reinhard Frieling*, Der Weg des ökumenischen Gedankens (Zugänge zur Kirchengeschichte Bd. 10), Göttingen 1992, 123 ff und *Peter Neuner*, Ökumenische Theologie. Die Suche nach der Einheit der christlichen Kirchen, Darmstadt 1997, 137 ff.

<sup>2</sup> Die glänzende, nachdrücklich zu empfehlende Darstellung von *Otto Hermann Pesch*, Das Zweite Vatikanische Konzil, Würzburg 1993, lässt das Geschehen vor und auf dem Konzil lebendig werden.

Textvorlagen unterbreiten, so dass sich die Konzilsberatungen sozusagen unter den Augen von nicht-katholischen Theologen und Kirchenmännern abspielten. Damit war eine bis dahin unbekannte ökumenische Offenheit erreicht.<sup>3</sup> Man müsste jetzt verschiedene Dokumente des Konzils heranziehen, um genauere Einzelheiten darzulegen. Dazu reicht die Zeit nicht aus. Daher seien lediglich zwei Zitate aus der Kirchenkonstitution „Lumen gentium“ und dem Ökumenismusdekret „Unitatis redintegratio“ erwähnt.

In Lumen gentium Nr. 8 heißt es: „Dies ist die einzige Kirche Christi, die wir im Glaubensbekenntnis als die eine, heilige, katholische und apostolische bekennen. Sie zu weiden, hat unser Erlöser nach seiner Auferstehung dem Petrus übertragen (Joh 21,17), ihm und den übrigen Aposteln hat er ihre Ausbreitung und Leitung anvertraut (vgl. Mt 28, 18 ff), für immer hat er sie als ‚Säule und Feste der Wahrheit‘ errichtet (1.Tim 3,15). Diese Kirche, in dieser Welt als Gesellschaft verfasst und geordnet, ist verwirklicht in der katholischen Kirche, die vom Nachfolger Petri und von den Bischöfen in Gemeinschaft mit ihm geleitet wird. Das schließt nicht aus, dass außerhalb ihres Gefüges vielfältige Elemente der Heiligung und der Wahrheit zu finden sind, die als der Kirche Christi eigene Gaben auf die katholische Einheit hindrängen.“

Das Neue dieses Textes erschließt sich heutigen Lesern erst dann, wenn man sich vor Augen hält, was an dieser Verlautbarung so besonders bemerkenswert ist. Die Sprengkraft liegt in einem Wort, was nicht mehr vorkommt: „est“. Bis dahin war es üblich, die Kirche Christi mit der römisch-katholischen Kirche voll zu identifizieren: Die Kirche Jesu Christ ist („est“) identisch mit der römisch-katholische Kirche. Das Konzil aber sagt, die Kirche Christi ist verwirklicht („subsistit in“) in der römisch-katholischen Kirche und fügt hinzu, dass es außerhalb dieser Kirche noch „vielfältige“ Elemente der Heiligung und der Wahrheit auch in anderen Kirchen gibt. Diese geringfügig erscheinende Veränderung von „est“ zu „subsistit in“ hat erhebliche Konsequenzen für den Umgang mit anderen Kirchen und für das eigene Selbstverständnis. In der Logik des Konzils lässt sich schlussfolgern, dass die römische Kirche nicht im vollen Sinn „katholisch“, also allumfassend, ist, solange diese Elemente der Heiligung und der Wahrheit außerhalb ihrer selbst zu finden sind. Um der Katholizität der Kirche willen müssen diese anderen Elemente nicht nur wahrgenommen werden, sondern sie müssen auch in die Einheit der katholischen Kirche integriert werden. Denn sie „drängen“ ja, gleichsam wie von

<sup>3</sup> Das Konzil hatte auch ungeplante Konsequenzen für die Ökumene. Weil auch die Gemeinschaft der Siebenten-Tags-Adventisten eingeladen war, kam es auf dem Konzil zu einer Begegnung zwischen deren Vertreter Bert B. Beach und dem damaligen Direktor der Kommission für Glauben und Kirchenverfassung des ÖRK, Lukas Vischer. Daraus entwickelte sich ein offizieller Dialog zwischen den Adventisten und dem ÖRK, der in dem Abschlussbericht „So much in common“ seinen Ausdruck fand.

selbst, auf die katholische Einheit hin. Erst wenn das geschehen ist, dann ist die römische Kirche im wahren Sinne auch „katholisch“. Einheit und Katholizität gehören daher unmittelbar zusammen.

Man kann daher davon ausgehen, dass es im Interesse der Einheit und Katholizität der Kirche Christi liegt, die Elemente der Heiligung und Wahrheit zu identifizieren. Hier liegt wohl der Anstoß dazu, dass man katholischerseits mit großem Elan in die bilateralen Dialoge ging und mit praktisch allen Weltweiten Christlichen Gemeinschaften, wie man die „Konfessionsfamilien“ heute nennt, das Gespräch gesucht hat und weshalb wir heute hier versammelt sind. Zugleich zeigt sich an dieser Stelle auch eine deutliche Begrenzung des ökumenischen Anliegens. Denn dass die Kirche Christi in der römisch-katholischen Kirche verwirklicht ist, gilt in gleichem Sinne nicht für andere Kirchen, mit Ausnahme der orthodoxen Kirchen. Man kann also katholischerseits nicht sagen, dass die Kirche Christi in der römisch-katholischen Kirche verwirklicht ist und ebenso auch im Methodismus, im Mennonitentum, im Baptismus oder in den Pfingstkirchen. Nicht-katholische Kirchen sind nämlich in der Terminologie der katholischen Kirche keine Kirchen im vollen, d.h. im dogmatischen Sinne des Wortes, sondern lediglich kirchliche Gemeinschaften. Wenn das Konzil von „Gemeinschaften“ sprach, war das ursprünglich so gemeint, dass man auch christliche Gruppen einschließen wollte, die sich selbst nicht als Kirchen bezeichnen, wie z.B. die Gemeinschaft der Siebenten-Tags-Adventisten.<sup>4</sup> In nachkonziliaren Dokumenten ist allerdings ein deutlicher Wandel feststellbar. Es wird den aus der Reformation hervorgegangenen Kirchen das Kirche-Sein abgesprochen, so dass das Wort Kirche einen exklusiven Anspruch bekommt. Den reformatorischen und nach-reformatorischen Kirchen haftet ein Defizit an, besonders das Fehlen des Weihesakraments, wodurch sie nicht in der apostolischen Sukzession stehen und daher auch keine gültigen Feiern der Eucharistie vornehmen können.

Der zweite Text, der herangezogen werden soll, ist aus dem Ökumenismusdekret „Unitatis redintegratio“, wo es in Nr. 3 heißt: „In dieser einen und einzigen Kirche Gottes sind schon von den ersten Zeiten an Spaltungen entstanden, die der Apostel aufs schwerste tadelt und verurteilt; in den späteren Jahrhunderten aber sind ausgedehntere Verfeindungen entstanden, und es kam zur Trennung recht großer Gemeinschaften von der vollen Gemeinschaft der katholischen Kirche, oft nicht ohne Schuld der Menschen auf beiden Seiten. Den Menschen jedoch, die jetzt in solchen Gemeinschaften geboren sind und in ihnen den Glauben an Christus erlangen, darf die Schuld der Trennung nicht zur Last gelegt werden – die katholische Kirche betrachtet sie als Brüder, in Verehrung und Liebe. Denn wer an Christus glaubt und in der rechten Weise die Taufe empfangen hat, steht dadurch in einer gewissen, wenn auch nicht

<sup>4</sup> Vgl. *Peter Neuner*, 147.

vollkommenen Gemeinschaft mit der katholischen Kirche. Da es zwischen ihnen und der katholischen Kirche sowohl in der Lehre und bisweilen auch in der Disziplin wie auch bezüglich der Struktur der Kirche Diskrepanzen verschiedener Art gibt, so stehen sicherlich nicht wenige Hindernisse der vollen kirchlichen Gemeinschaft entgegen, bisweilen recht schwerwiegende, um deren Überwindung die ökumenische Bewegung bemüht ist. Nichtsdestoweniger sind sie durch den Glauben in der Taufe gerechtfertigt und dem Leib Christi eingegliedert, darum gebührt ihnen der Ehrenname des Christen, und mit Recht werden sie von den Söhnen der katholischen Kirche als Brüder im Herrn anerkannt.“

Man kann die in diesen Sätzen ausgesprochene Geschichtsschau, wonach die nicht-katholischen Kirchen sich von der katholischen Kirche getrennt hätten, bezweifeln, doch ist für den ökumenischen Dialog wichtig, dass die Trennungen nicht zu Lasten nur einer Partei gehen, sondern dass oft genug auf beiden Seiten Schuld zu finden ist. Ferner ist hochbedeutsam, dass der Glaube an Christus und die Taufe eine Grundlage für das Gespräch bilden. Deshalb wird davon gesprochen, dass eine gewisse, wenn auch „nicht vollkommene“ Gemeinschaft bereits vor Eintritt in den Dialog besteht. Erst deshalb kann der Dialog aussichtsreich aufgenommen werden. Es ist ja in der Tat nicht wenig, wenn die katholische Kirche Nicht-Katholiken zugesteht, dass sie durch Glauben und Taufe in den Leib Christi eingegliedert sind und dass das Konzil diese Glieder als „Brüder“ anerkennt. Das Konzil ist sich aber auch im Klaren darüber, dass es schwerwiegende Hindernisse gibt. Der Dialog hat die Aufgabe, diese Hindernisse zu benennen und an ihrer Überwindung zu arbeiten. Dafür ist die ökumenische Bewegung da, und von daher wird klar, dass man sich nicht nur in bilaterale Dialoge begeben hat, sondern dass man auch im Rahmen der multilateralen Ökumene in Gestalt der Kommission für Glauben und Kirchenverfassung des ÖRK mitarbeitet, in der die katholische Kirche, die keine Mitgliedskirche im ÖRK ist, Sitz und Stimme hat.

Im Ökumenismusdekret Nr. 11 wird noch ein wichtiges Prinzip zur Sprache gebracht: „Beim Vergleich der Lehren miteinander soll man nicht vergessen, dass es eine Rangordnung oder ‚Hierarchie‘ der Wahrheiten innerhalb der katholischen Lehre gibt, je nach der verschiedenen Art ihres Zusammenhangs mit dem Fundament des christlichen Glaubens.“ Das Fundament ist Jesus Christus. In den ökumenischen Dialogen muss es darum gehen, wie das Verhältnis zu Jesus Christus aussieht. Das Verhältnis von Einheit im Glauben und Einheit der Kirche ist seit dem Konzil zentrales Thema ökumenischer Dialoge unter Beteiligung der römisch-katholischen Kirche. Es geht um die Frage, ob zur Einheit im Glauben an den in Jesus Christus im Heiligen Geist geoffenbarten Gott auch die Einheit der Kirche in Gestalt einer bestimmten Struktur, ver-

körpert durch das Bischofsamt in apostolischer Sukzession einschließlich des Primats des Bischofs von Rom, gehört.

Zweimal hat das Sekretariat für die Einheit der Christen ökumenische Direktorien herausgegeben, in denen zur Zusammenarbeit mit anderen Kirchen bzw. kirchlichen Gemeinschaften aufgerufen wird und in denen die Möglichkeiten aufgezeigt werden, wie dies geschehen soll.<sup>5</sup> Die Dialoge mit den nicht-römischen Kirchen gestalten sich nach dem von Papst Paul VI. gebrauchten Bild von den konzentrischen Kreisen: die katholische Kirche bildet die Mitte, um die herum die anderen Kirchen sich wie Kreise lagern. Von innen nach außen sind dies die orthodoxen Kirchen, die Anglikanische Kirche, die reformatorischen Kirchen der Lutheraner und der Reformierten und die unterschiedlichen Freikirchen, wobei wohl die Methodisten eine besondere Rolle spielen, weil man mit ihnen am längsten im Gespräch ist. Beachtenswert ist auch, dass die katholische Kirche in einen langjährigen Verlauf die Pfingstkirchen in den Dialog einbezogen hat. Dies geschieht wohl aus besonderen kirchenpolitischen Erwägungen, weil die Pfingstkirchen in Lateinamerika viele Katholiken abgeworben haben, um es einmal so auszudrücken.

Man könnte noch viele Dokumente anführen; stattdessen soll auf die Ökumene-Enzyklika „*Ut unum sint*“ von Papst Johannes Paul II. verwiesen werden.<sup>6</sup> Für diesen Papst – und das gilt auch für Benedikt XVI. – kann die Unumkehrbarkeit des katholischen Engagements auf ökumenischem Gebiet keinem Zweifel unterliegen. Das ist die eine Botschaft dieser Enzyklika, die allerdings m.E. zu wenig konkret ist. Die andere Botschaft ist, dass mit aller gebotenen Klarheit die ganze Lehre der katholischen Kirche den „getrennten Brüdern“ vorgelegt werden muss. Die ökumenische Verpflichtung darf nicht zu einem scheinheiligen Frieden, zu einem falschen *Irenismus*, oder zu Abstrichen an der Wahrheit führen, aber auch nicht, was zu betonen ganz wichtig ist, zu einer pessimistischen Grundstimmung. Für den Papst ist eindeutig klar: Alle Elemente der Heiligung und Wahrheit „existieren in ihrer ganzen Fülle in der katholischen Kirche und noch nicht in dieser Fülle in den anderen Gemeinschaften“ (Nr. 14). Außerhalb der römischen Kirche bestehe zwar kein „kirchliches Vakuum“ (Nr. 13), aber die anderen „Kirchen und kirchlichen Gemeinschaften“ besitzen lediglich einzelne, mitunter sogar auch viele und bedeutende Elemente, nicht aber die Fülle. Der römischen Kirche wird bestätigt, „dass sie während ihrer zweitausendjährigen Geschichte in der Einheit mit sämtlichen Gütern, mit denen Gott seine Kirche ausstatten möchte, erhalten geblieben ist“ (Nr. 11).

<sup>5</sup> Zuletzt Direktorium zur Ausführung der Prinzipien und Normen über den Ökumenismus vom 25.03.1993 (Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls Nr. 110), Deutsche Bischofskonferenz, Bonn 1993.

<sup>6</sup> Enzyklika „*Ut unum sint*“ über den Einsatz für die Ökumene vom 25.03.1995.

Diese Geschichtsschau und die damit einhergehende Minimierung der anderen Kirchen lassen sich kritisch hinterfragen. Hat die römische Kirche eine zweitausendjährige Geschichte in der Einheit und sind dort „sämtliche Güter“, die auf Gott zurückgeführt werden, erhalten geblieben? In jedem Fall heißt jetzt die Aufgabe der ökumenischen Bewegung, von einer nur teilweisen, durch Glauben und Taufe gewirkten Einheit zur vollen und sichtbaren Gemeinschaft aller Christen zu gelangen, die in der Feier der heiligen Eucharistie gipfelt. „Voll“ kann in diesem Zusammenhang nur bedeuten, dass alle Kirchen in die „Fülle“ der katholischen Kirche eingehen müssen. So kann der Papst sagen: „Selbstverständlich wird sich die volle Gemeinschaft in der Annahme der ganzen Wahrheit verwirklichen müssen“ (Nr. 36). So ist es folgerichtig, wenn der Papst am Ende alle Gläubigen aller Kirchen aufruft: „Kehrt zur Ordnung zurück“ (Nr. 103). Die Tagesordnung zur Erreichung dieses Ziels setzt die katholische Kirche fest. Denn die Themen, die im Dialog vertieft werden müssen, um zu einer Übereinstimmung zu gelangen, sind folgende:

1. Das Verhältnis von Schrift und Tradition,
2. die Bedeutung des Abendmahls,
3. die Weihe als Sakrament zum dreigliedrigen Amt des Bischofs, Priesters und Diakons,
4. das Lehramt der Kirche, insbesondere des Papstes und schließlich
5. die Rolle Marias (Nr. 79).

Es fällt auf, dass zu allen angeführten Themen bereits Dialoge geführt wurden, wie unser Symposium wohl zeigen wird. Wenn dennoch nichts davon für würdig befunden wird, in dieser Enzyklika erwähnt zu werden, dann muss man fragen, warum das so ist. Es drängt sich im Duktus des Gesagten die Vermutung auf, dass das Bisherige noch nicht die „Fülle“ der katholischen Lehre reflektiert, also noch nicht hinreichend für das Ziel der vollen Einheit ist. Ausdrücklich wird mit Bezug auf Apg. 15,28 gesagt, dass „keine weiteren Verpflichtungen über die unverzichtbaren hinaus“ den „getrennten Brüdern“ auferlegt werden sollen. Aber genau hier liegen gegenwärtig die Probleme: Es ist umstritten, was unverzichtbar und was ausreichend ist, um eine Gemeinschaft der Kirchen zu erreichen, die nicht Einförmigkeit bedeutet, sondern eine versöhnte Verschiedenheit zulässt. Gerät die ökumenische Bewegung nicht in eine Sackgasse, wenn eine Kirche mit „Klarheit“ und „Klugheit“ die eigenen „Normen“ vorträgt und diese dann mit „allen Forderungen der geoffenbarten Wahrheit“ identifiziert? Wie lässt sich eine Gemeinschaft der Kirchen erreichen, wenn eine Kirche von sich behauptet, die ganze Fülle zu besitzen und diese dann zum Maßstab der Einheit erheben muss, wogegen alles andere als nicht tragfähige „Scheinlösungen“ erscheinen?

Gerade wenn der Papst sein eigenes Amt anspricht, zeigen sich die Schwierigkeiten: Er will sich einerseits der Bitte öffnen, „eine Form der Primatsausübung zu finden“, die einer neuen Situation angepasst ist.

Andererseits wiederholt er seinen Primatsanspruch mit den Worten: „Mit der Vollmacht und Autorität, ohne die dieses Amt illusorisch wäre, muss der Bischof von Rom die Gemeinschaft aller Kirchen gewährleisten.“ Dieser Maßstab ist für ihn unverzichtbar, aber gerade diesen Anspruch bestreiten alle nicht-katholischen Kirchen: Sie könnten sich als hinreichend vorstellen, die Gemeinschaft *mit* dem Papst zu suchen, lehnen aber eine Gemeinschaft *unter* dem Papst als Maß für volle Gemeinschaft ab, wie Reinhard Frieling nicht müde wurde zu betonen.

Freilich hat das Konzil auch zur Buße als wichtigem Bestand des Ökumenismus aufgerufen. Dieser Ruf gilt nicht nur den „getrennten Brüdern“, sondern auch der römischen Kirche selbst. Eine so erneuerte römische Kirche wäre dann der Ort, an dem die „bisher getrennten Kirchen ohne Aufgabe ihrer vom Heiligen Geist gewirkten Traditionen ... ihren Ort finden können. Das Konzil ermuntert zu dem Programm: Einheit im Notwendigen, Freiheit in allem anderen.“<sup>7</sup> Das Konzil hat diese Vorgaben gemacht, aber keinen Weg aufgewiesen, wie das Ziel erreicht werden kann. Wenn in der letzten Runde des methodistisch/römisch-katholischen Dialogs von einem „gegenseitigen“ Geben und Nehmen gesprochen wird, dann kann man davon ausgehen, dass ein neuer verheißungsvoller Weg beschritten worden ist, weil dadurch die bisherige Fixierung auf die Metapher der „Fülle“ und die damit einhergehende Quantifizierung der ökumenischen Bewegung überwunden werden könnte. Die Dialoge sind jedenfalls für die Gegenwart und die Zukunft des Ökumenismus unabdingbar.

<sup>7</sup> Werner Löser, Das Einheits- und Ökumenismusverständnis der römisch-katholischen Kirche, in: ders. (Hg.), Die römisch-katholische Kirche (Die Kirchen der Welt, Bd. 20), Frankfurt 1986, 342 f.